

## Einführung

Dieser Artikel hat im Januar 2019 in Omhoog, dem Wochenblatt der Diözese Paramaribo, Surinam, gestanden. Der Autor, P. Noordermeer OMI, begleitet normalerweise die Wallfahrten nach Batavia, dem Ort in Surinam, an dem der selige Petrus Donders 27 Jahre lang unter den Leprakranken gelebt und gearbeitet hat.

J. van de Walle, der niederländische Autor des Buchs *Een vlek op de rug*, dem der Großteil dieses Textes entnommen ist, lebte von 1912 bis 2000. Von 1942 bis 1946 lebte er in Surinam. Das Buch wurde 1963 veröffentlicht. Der vierte Druck erschien 2001. Der Titel verweist buchstäblich auf das erste Symptom von Lepra, einem Flecken auf der Haut, wie auch im übertragenen Sinne auf die Surinamische Gesellschaft, geprägt von Kolonialismus und Sklaverei. J. van de Walle hat mehrere historische Romane geschrieben.

Dieser Artikel ist verbreitet und übersetzt mit der Erlaubnis von P. Noordermeer.

## *Aus dem Buch 'Ein Fleck auf dem Rücken' von J. van de Walle*

### Von Pater Martien Noordermeer OMI

Es ist interessant darum zu wissen, dass über unseren Seligen Pater Donders mit Respekt gesprochen und geschrieben wird in unserer Surinamischen Literatur: In dem Buch von J. van de Walle mit dem Titel „Ein Fleck auf dem Rücken“ schreibt die Ich-Figur, Achille van der Maas, über ein kleines, bäuerliches Männchen, das gekleidet ist wie ein römischer Priester in der Haarlemschen Umgebung – Achille stammte aus Heemstede, nahe Haarlem. Das Männchen war nämlich gekleidet in eine schwarze Soutane und sprach mit einem Akzent aus dem Süden des Vaterlandes, womit Achille Brabant meinte.

Achille begegnet diesem Priester in der ersten Woche nach seiner Ankunft in Surinam, im Jahr 1842. Als er des Nachts von einem kleinen Fest nach Hause gehen will und dabei den falschen Weg einschlägt, begegnet er zu dieser späten Stunde dem kleinen Priester, in dem wir natürlich gleich unseren Seligen Pater Donders erkennen. Achille ist kräftig beschwipst, um es klar zu sagen: er ist betrunken. Er ist froh, jemanden zu treffen, um ihn nach dem Weg zu fragen.

Er geht also auf das kleine Paterchen zu und fragt ihn: „Ich habe den richtigen Weg verloren. Ich suche das Haus von Familie Konings.“ Das Paterchen kennt das Haus und lädt Achill ein, mit ihm mitzugehen. „Ich bin auf dem Weg zum Hospital, um einem ernsthaft Kranken die Krankensalbung zu spenden und das ist dieselbe Richtung.“ So gehen die Zwei nebeneinander. Beide sagen nicht viel, vielleicht, um dem Anderen Gelegenheit zu geben, ein Gespräch anzufangen.

Als sie beim Haus von Familie Konings ankommen und Achille es erkennt, bedankt er sich bei dem Paterchen. Das Paterchen antwortete: „Bruder, du hast im Dunkel dieser Nacht den Weg zu deinem Haus verloren und jetzt gefunden, aber vergiss nicht, dass du den Weg zum Haus des Herrn deines Gottes niemals verlierst. Das würde viel schlimmer sein.“

+++++

Jahre später, als Achille Fortschritte gemacht und gezeigt hat, dass er organisieren, arbeiten, Leitung übernehmen kann, bekommt er eine Plantage zugewiesen am Commewijne mit dem schönen Namen Ruhe und Frieden. Er wird das Paterchen nochmals treffen. An einem späten Abend wird ihm mitgeteilt, dass sich ein Zeltboot nähert und am Anleger der Plantage anlegen will. Achille geht zum Anleger, um den Gast zu empfangen. Zu seiner Überraschung und vielleicht auch gewisser Freude erkennt er sofort in der Person, die aussteigt, das kleine Paterchen, das ihm in der ersten Woche seines Aufenthaltes in Surinam den Weg nach Hause gezeigt hatte, und erinnert sich zugleich an den Wunsch des Paters, den Weg zu Gott niemals zu verlieren. Der Pater wird im Haus des Direktors herzlich empfangen.

Dort wird wie gebräuchlich zu Ehren eines Gastes eine üppige Mahlzeit vorbereitet mit auserlesenen Weinen. Er will so dem Pater zeigen, wie er in den drei Jahren seither sich hat entwickeln können zum

Direktor einer Plantage, die sich sehen lassen kann. Das wird von anderen Direktoren häufig bestimmt anhand der Menge und der Vielfalt der Weine, die sich im Keller befinden.

Er ist denn auch überrascht von der Einfachheit und der Askese dieses kleinen Paterchens. Der Pater fragt und informiert sich nur nach der Möglichkeit, eventuell den christlichen Sklaven ein wenig Religionsunterricht geben zu dürfen. Achille ist mit sich selbst im Zwiespalt. Ist er nicht dabei, den Weg zu Gott zu verlieren?

Das Ablehnen seiner so gut vorbereiteten Abendmahlzeit mit herrlich gebratenem Wild und den Weinen durch das Paterchen verärgert ihn in höchstem Maße. „Geben Sie mir mal Mandioka mit Trockenfisch und ein Glas Regenwasser. Dann bin ich schon zufrieden.“ Dies alles macht ihn verärgert und ist einer der Gründe, den Unterricht für die christlichen Sklaven zu verbieten. Er erinnert sich noch gut des Pfarrers in Heemstede in seinen jüngeren Jahren, der in all seinen Predigten sprach über den übertriebenen Luxus, den übermäßigen Alkoholgenuss und das ausschweifende sexuelle Leben; das alles kommt bei ihm wieder hoch.

Es wird ein eigenartiger Abend, nicht so, wie Achille sich das vorgestellt hatte: ein gemütlicher Plauderabend mit einem weißen Mann, mit dem man über Dinge sprechen kann, die er anderen auf der Plantage nicht erzählen kann. Als Achille sich zugut getan hat an der üppigen Mahlzeit mit den vielen Weinsorten, geht das Paterchen zurück auf sein Zeltboot. Seine Ruderer sind wohl zur Plantage gegangen, um bei den anderen Sklaven zu schlafen. So ist er allein auf dem Zeltboot.

Achille kann nicht schlafen. Das Paterchen hat ihn eine andere Weise von Leben sehen lassen, die etwas in ihm wachgerufen hat. Wie wird das Paterchen jetzt schlafen inmitten der Mücken und Sandfliegen? Achille steht auf, kleidet sich an und geht zum Fluss, wo das Zeltboot des Paters liegt. Wir zitieren wörtlich aus dem Buch:

„Ich ging ganz vorsichtig, weil es mir unangenehm wäre, als Spitzel erwischt zu werden. Das Mondlicht ermöglichte mir, einen Blick unter die Plane des Zeltbootes zu werfen und da sah ich das Paterchen auf den Knien, die Hände, in denen er das Kreuz fest umklammerte, vor der Brust gefaltet, die Augen geschlossen, tief ins Gebet versunken, ein Gebet, bei dem seine Lippen sich leicht bewegten. Ich weiß nicht, wie lange ich nach dem Paterchen schaute, aber fühlte, wie die Mücken durch meine Hose hindurch gleichsam mit Trossen mein Blut abzapften. Wie war es möglich, fragte ich mich, das wimmelnde Ungeziefer, übrigens fruchtlos, von mir abschlagend, dass der Pater dort unbeweglich im Gebet verbleiben konnte? Auch er musste die Mückenstiche fühlen, das geht nicht anders.

Aber Stiche oder nicht, er sprach weiter mit unserem Herrgott persönlich. Und was sollte er wohl erbeten haben? Natürlich konnte ich nicht einfach so die Lippen spitzen und flöten, um den Pater in seinem Gespräch mit Gott zu stören. So etwas tut man nicht. Aber allzu gern würde ich es tun, nur um mal aus seinem eigenen Mund zu hören, was er da mit dem Herrgott besprach.

Denn so schauend schien es mir, dass das Gottesmännchen, meine Anwesenheit nicht bemerkend, wirklich im Gespräch war mit dem Übersinnlichen, was das denn auch sein möge. Auf eine andere, weniger lautstarke Weise als die Neger mit ihren Göttern sprechen. Unendlich viel stiller und ruhiger.

Und plötzlich wurde mir bewusst – O Pfarrer von Heemstede, was wirst du da für Augen machen – dass ich ein Heide war: Ein verlorener Mensch in den Augen des Paterchens. Nichts anderes als eine Art Herumirrender, eine Figur am falschen Platz, ein einsamer Mann. Müde und verwirrt ging ich nach Haus zurück ...“ (Seite 140)

+++++

Die Herren Bos und Konings sind in der Zeit um 1863 große Herren in Surinam, die den Kaufmannsgeist von ihren Chefs im Mutterland, vor allem den Chefs in Amsterdam, widerspiegeln. Sie haben eine Übersicht über alle Plantagen: Wie groß, wer ist der Direktor, wie viele Sklaven, der Ertrag, wie stehen die Bücher da: Ausgaben und Einkünfte.

Aber plötzlich stirbt der Herr Konings, der große Geschäftsführer. Er ist noch nicht begraben und schon machen die Spekulationen ihre Runde: Wer wird ihn ersetzen? Schon recht schnell fällt die Aufmerksamkeit auf Achille van der Maas, den Direktor der hoch angesehenen Plantage Ruhe und Frieden. Er ist anders als die vielen anderen Direktoren: kein Trinker, lebt mit EINER Frau, seine Verwaltung ist in Ordnung, mit EINEM Wort ein geeigneter Kandidat.

Es ist denn auch zu erwarten, dass er es wird. Er wird sogleich losgeschickt, eine große Übersicht zu machen von allen Plantagen in Surinam, die unter das Niederländische Protektorat fallen, und muss dafür lange Reisen machen. Ein langer und ermüdender Auftrag. Fast als letzte soll er auch die Plantagen am Fluss Coppename besuchen. Schon im Voraus wird gesagt, dass sie, Strom abwärts oder aufwärts, Batavia, das im Volksmund einen sehr bitteren Beigeschmack hat von Ansteckungsgefahr, die ihresgleichen nicht hat, in einem weiten Bogen umfahren müssen.

Man rudert gegen den Strom und das gerade wird verhängnisvoll, denn eine kleines Inselchen mitten auf dem Coppename treibt ihnen entgegen mit einem gerade unter der Oberfläche des Wassers gefährlich hinausragenden Baumstamm. Der bohrt ein großes Loch in das Boot von Achille, und das geschieht gegenüber von Batavia. Panik! Eine sehr große Planke hat sich aus den Nähten gelöst und das Wasser läuft nach innen: Schöpfen. Auch Achille schöpft, als ob sein Leben davon abhinge, und das ist auch in etwa so. Man muss ans Ufer fahren, und also fährt man in Richtung des Anlegers von Batavia. Zufall? Man sagt, dass es keinen Zufall gibt. Aber Zufall ist das Wort, das Gott braucht, wenn er unerkannt bleiben will. Muss es so sein, dass das Boot von Achille direkt vor Batavia ein Leck bekommt? Ist es Zufall oder muss es so sein?

Auf jeden Fall ist es ein Glück, denn sie haben fast schon keine Zeit, um den Anleger von Batavia zu erreichen, so groß ist das Loch, das der Baumstamm gemacht hat. Das Wasser, das hereinströmt, ist mehr als was man heraus schöpfen kann. Es stehen schon viele Neugierige da und schauen zu, froh, dass mal etwas geschieht im alltäglichen Einerlei ihres Lebens auf Batavia.

+++++

“Bei der Annäherung an den Anleger schlug uns ein übel machender Gestank ins Gesicht. Es war gerade rechtzeitig. Den Erstbesten fragte ich, ob der Direktor dieses Gebietes anwesend sei, aber der Angesprochene, ein noch junger Mann, der auf den ersten Blick makellos und gesund aussah, antwortete mit heiserer Stimme, dass der Direktor einige Tage verreist sei, so dass nur der Pater auf Batavia sei. Wenn ich wolle, wäre er gern bereit, mich zum Haus des Paters neben der Kirche zu bringen. Auf meine Frage: „Und wo ist der Pater selbst?“ bekam ich als Antwort: „Vielleicht bei einem Kranken oder in der Kirche.“ Ich ärgerte mich, dass der einzige Weiße hier auf diesem Gebiet sich nicht mal die Mühe machte, an den Anleger zu kommen, um den anderen Weißen zu begrüßen. Begleitet von diesem hilfsbereiten Mann, der mir sogar mein Kistchen mit der ganzen Information von den schon besuchten Plantagen abnehmen wollte, etwas, was ich ablehnte, verängstigt wie ich war, dass es durch die Berührung mit dem Aussätzigen verseucht werden könnte, ging ich zu dem Häuschen neben der Kirche. Eine freundliche Negerin, ordentlich gekleidet, den Kopf mit einer bunten Mütze bedeckt, empfing mich gastfreundlich, öffnete die halbe Tür und lud mich ein, im Namen des Pfarrers, der in der Kirche sei oder, sie wüsste es nicht sicher, zum Krankenbesuch im Aussätzigendorf, einzutreten.“ (Seiten 245, 246)

„Auf den Pater wartend schaute ich doch ängstlich herum. All die verletzten Körper, offene Wunden, keine Hände, verunstaltete Gesichter und vor allem der durchdringende Ekel erregende Geruch, der Gestank, der alles durchdrang. Ich musste mir ein Taschentuch vor die Nase halten, aber bevor ich das tun konnte, begann ich schon zu erbrechen. Was für ein unvorstellbarer Gestank. Ich schämte mich, das Haus des Paters, so liebevoll gepflegt, mit meinem Erbrochenen zu verschmutzen, aber es geschah.

Und da näherte sich ruhigen Schrittes, hier und da Menschen begrüßend, der Pater. Wie übel mir auch war, mit meinen tränennassen Augen und gerade über meinem Taschentuch, das ich vor meine Nase hielt, sah ich dasselbe Paterchen, dem ich in der ersten Woche meines Aufenthaltes in Paramaribo

begegnet war und später auf meiner Plantage Ruhe und Frieden, dasselbe Paterchen sah ich wieder hier diesem Gebiet von Batavia.

Er kam herein und erkannte mich auch direkt und begrüßte mich allerherzlichst, als ob es die gewöhnlichste Sache der Welt wäre, dass weiße Menschen wie wir das Aussätzigengebiet besuchten. Er grüßte mich wie einen guten alten Bekannten und sagte: „Ich bin eben am Anleger vorbeigegangen und habe das große Loch gesehen, dass in ihr Boot geschlagen ist. Sie mögen Gott wohl dankbar sein, dass es passiert ist gerade hier gegenüber diesem gesegneten Ort Batavia. Andernfalls wären sie nicht lebend davongekommen. Wir haben ausgezeichnete Fachleute, nur Material fehlt. Sie können sicher mit 2 bis 3 Tagen Aufenthalt rechnen, bevor sie ihre Reise fortsetzen können. Aber sie sind von Herzen willkommen und mein Gast. Sind sie schon eher in einem Aussätzigenort gewesen?“

+++++

Ich schüttelte meinen Kopf zum Nein. „Es macht auf Besucher, die weder in Europa noch anderswo einen Aussätzigenort besucht haben, immer einen üblen Eindruck,“ sagte er, „aber ich kann ihnen versichern, dass ein solcher Eindruck fehl am Platz ist. Die armen Kranken beneide ich nicht, aber viele haben hier auf Batavia im Laufe der Zeit dank der Arbeit meiner ehrwürdigen Vorgänger Glück und Hoffnung gefunden. Wenn sie sich nachher an die Luft, die hier hängt, gewöhnt haben, dann zeige ich ihnen mal diesen Ort. Jedenfalls,“ sagte der Pater, „wenn sie dazu den Mut haben. Aber erzählen sie mir zuerst, wie es mit der Gesundheit meines Landsmanns steht, ihres Aufsehers von ihrer Plantage Ruhe und Frieden, Herrn Pel.“

Ich erzählte dem Paterchen, dass Herr Pel an Fieber gestorben sei und dass ich auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin ein Kreuz auf sein Grab hätte stellen lassen. „Es ist schade,“ sagte der Pater, „dass er nicht gestorben ist mit den Gnadenmitteln der Kirche, aber es freut mich, dass sie das Zeichen des Leidens auf ihrer Plantage aufgerichtet haben, mein Herr. Sie mögen es mir nicht übelnehmen,“ fuhr er fort, „dass ich mich jetzt, wie ich es gewohnt bin, einige Zeit in die Kirche zurückziehe und in meinen Gebeten auch ihres Herrn Pel gedenken werden.“ Ich stand auf und öffnete die Tür für den kleinen Mann. Die Haushälterin rief ihm nach, dass sie ihm und mir eine herrliche Mahlzeit bereiten würde, aber er drehte sich nicht um und lief geradezu zu dem hölzernen Kirchlein.

Die freie Negerin fragte mich, als das Paterchen sie nicht mehr hören konnte: „Und was sagen sie von dem Mann? Findet sie ihn nicht einen komischen Vogel? Ich arbeite schon so lange auf dieser Missionsstation, mein Heer, und ich bin eine fromme Frau, aber so toll wie dieser Pater habe ich sie noch niemals gesehen. Wollen sie mir glauben, dass er seine Eier den Aussätzigen gibt und das Fleisch zu den Kranken bringt? Es ist unmöglich, es so jemandem recht zu machen. Finden sie es nicht übertrieben, am helllichten Tag zum Beten in die Kirche zu gehen? Und denken sie, dass er vor einer Stunde zurückkommt, mein Herr? Nun, wenn sie so denken, vertun sie sich. Der kniet nur vor dem Altar und murmelt, als ob da niemals ein Ende drankäme. Und was der Mann nicht tut für die Kranken“, rief die Haushälterin entrüstet aus. „Sie müssen es gesehen haben, um es glauben zu können. Noch vor kurzem, als ich auf dem Weg zum Gemüsegarten war, um Gemüse zu holen, treffe ich den Pater in einer Hütte, und was tut er da? Also, er liegt auf seinem Bauch zu Füßen so eines Sklaven, der keine Hände hat und kaum noch sprechen kann, und pult zwischen den dreckigen Zehen dieses Kerls mit einer Nadel die Sandflöhe weg! Ich schaute, mein Herr, als ob ich meinen Augen nicht trauen könnte. Ein Pater! Ein Pater aus Holland, ein weißer Mann, der sich an die Füße von so einem stinkenden Sklaven wirft, um ihm die Flöhe aus der Haut zu ziehen! Ich urteile nicht, mein Herr, ich bin nur ein einfacher Mensch, aber das, das geht zu weit. Es ist, als ob der Mann keinen Stand kenne. Nein,“ sagte sie motzend, „da waren seine Vorgänger aus anderem Holz geschnitzt. Sie taten ihre Pflicht, o ja, weit mehr als ihre Pflicht. Aber er geht zu weit in Dienstbereitschaft.“